

Verinnerlichung äußerer Konflikte - Entäußerung innerer Konflikte Über einige Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Otto Gross, Wilhelm Reich und Sigmund Freud

Bernd Nitzschke

Zusammenfassung

Otto Gross und Wilhelm Reich einerseits, Sigmund Freud andererseits hatten unterschiedliche Auffassungen über das Verhältnis von Triebstruktur und Gesellschaft und konsequenterweise unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der Entstehung innerer (pathologischer) Konflikte sowie deren Prävention und Therapie. Während Gross den Sexualtrieb als primär konfliktfrei begriff, sprach Freud in seiner ersten Triebtheorie dem sexuellen Wunsch kultursprengende, erziehungsfeindliche und deshalb ursprünglich die Kraft zur Bildung innerer (pathologischer) Konflikte zu. In Freuds zweiter Triebtheorie wird den Sexualtrieben, die nun als Eros zusammengefaßt werden, jedoch eine potentiell heilende Kraft zugesprochen, die den destruktiven Kräften, die nun als Thanatos zusammengefaßt werden, gegenübersteht. Diesem Menschenbild hat wiederum Wilhelm Reich vehement widersprochen, wobei er Freuds Konzept vom Todestrieb als verkappte (und reaktionäre) Gesellschaftstheorie zu entlarven versuchte. Der wissenschaftliche Konflikt, der sich daraus zwischen Freud und Reich ergab, gewann nach der Regierungsübernahme durch Hitler in Deutschland 1933 eine explizit politische Dimension, die schließlich zum Ausschluß Reichs aus den psychoanalytischen Organisationen führte. Freuds Credo, die Bewältigung der - in jeder Kultur unvermeidlichen - inneren (pathologischen) Konflikte sei nur durch Vernunft, Einsicht, Verzicht und (Selbst-)Erziehung des Menschen zur Kulturfähigkeit zu erreichen - stand im Gegensatz zur Auffassung von Gross und Reich, die ein Menschenbild im Sinne Rousseaus vertraten und als Psychoanalytiker oder nach Auffassung Freuds: als Nicht-(mehr)-Psychoanalytiker - in Theorie und Praxis zur (politischen) Revolution aufforderten.

»Vor Otto Gross habe ich zuviel Respekt« - heißt es in einem Brief Freuds aus dem Jahr 1909 an Jung (Freud, Jung 1974, 255). Und an anderer Stelle schreibt Freud an Jung, dieser sei der »einzige«, der ihm, Freud, bei der Aufklärung der Paranoia etwas Neues anbieten könne. Dann setzt er hinzu: »... vielleicht noch Otto Gross, der leider nicht gesund genug ist« (1974, 140). Freud spielt damit auf die psychische Problematik von Gross an, zu der auch Drogensucht gehörte. Diese beiden - privaten - Äußerungen über Gross, der sich Anfang des 20. Jahrhunderts zu Freuds Lehren bekannte, ohne je als Mitglied einer psychoanalytischen Gesellschaft anzugehören, charakterisieren Freuds Bewunderung für, aber auch seine Skepsis gegenüber Gross, der alsbald als Bohemien und anarchistischer Gesellschaftstheoretiker von sich reden machen sollte (vgl. ausführlich: Nitzschke 2000, 112 ff.).

Ähnlich ambivalent war Freuds Einstellung gegenüber Wilhelm Reich, der sich ebenfalls vom Psychoanalytiker zum Gesellschaftstheoretiker fortentwickelte. In ihm hatte Freud frühzeitig einen außergewöhnlich originellen Kopf erkannt - jedoch auch einen Mann, dessen Charakterstruktur ihn zum Außenseiter prädestinierte. Cremerius (1997) hat Freuds Einstellung gegenüber Reich als Exempel für Schwierigkeiten dargestellt, die Freud im Umgang mit einem besonderen Schülertypus - zunächst eher bewunderten, später bisweilen harsch abgelehnten Lieblings-»Schülern« - empfand. Dazu gehörten nach Ansicht von Cremerius neben Jung, Rank und Ferenczi eben auch Gross und Reich. Im Folgenden geht es jedoch nicht in erster Linie um persönliche, vielmehr um sachliche Differenzen, die sich

aus den Auffassungen über die Gründe für das Unbehagen in der Kultur und dessen Überwindung ergaben, die Otto Gross, Wilhelm Reich und Sigmund Freud vertraten. Daß diesen unterschiedlichen Auffassungen unterschiedliche Charaktere (und Motive) zugrunde lagen, liegt auf der Hand.

Otto Gross war überzeugt davon, daß die Konflikte, die wir in unseren Liebesbeziehungen erleben, ihren Ursprung nicht »im eigentlichen - am wenigstens im angeborenen - Wesen der Sexualität« haben können. Vielmehr sei unser sexuelles Begehren natürlicherweise konfliktfrei mit dem Trieb zur Selbsterhaltung vereinbar. Erst dadurch, daß »das Gebiet der Sexualität von äußeren Faktoren zum eigentlichen Gebiet des hoffnungslosen inneren Kampfes gemacht« worden sei (1920, 3), sei es zum Ausgangspunkt innerer und zwischenmenschlicher Konflikte geworden.

Otto Gross führt den inneren Konflikt, der aus Liebesbeziehungen (des Kindes zu den Eltern) hervorgeht und sich in Liebesbeziehungen (zwischen Erwachsenen) wieder entäußert, also auf einen ursprünglich äußeren Gegensatz zurück, der zwischen gesellschaftlichen Forderungen und individuellen Bedürfnissen bestehe. Dieser Gegensatz stellt sich im Leben des Individuums zunächst als Kampf dar, der zwischen den Eltern und dem Kind geführt wird: Die Eltern sind die Vertreter und Vermittler gesellschaftlicher Normen und erfüllen den Liebeswunsch des Kindes - den Wunsch nach Kontakt - nur in dem Maße, in dem das Kind bereit ist, sich den elterlichen Forderungen zu unterwerfen. Die Eltern lieben das Kind also nur bedingt, während das Kind die Eltern bedingungslos lieben muß, weil es auf den Kontakt zu ihnen existentiell angewiesen ist.

Das Kind muß die Eltern also in jedem Falle lieben, auch wenn sie »böse« sind. Die Eltern aber verweigern dem »bösen« Kind die Liebe. Also entwickelt sich zwischen

den Eltern und dem Kind ein Kampf um Liebe, dem der Konflikt zwischen dem Eigenen und dem Fremden, dem Eigenwillen des Kindes und dem Willen der Eltern, zugrunde liegt. Die Tendenz, sich den Eltern zu fügen, um den primären Wunsch nach Kontakt erfüllt zu bekommen, widerstreitet dabei der Tendenz des Kindes, sich selbst zu erhalten, seinen Willen zu behaupten und seine Grenzen zu verteidigen. Diese Ziele kann das Kind durchsetzen, wenn es die Anpassung verweigert, den Kontakt zu den Eltern reduziert, sich isoliert, einsam bleibt. Da diese Einsamkeit unerträglich ist, wird sich das Kind dem Willen der Eltern aber doch unterwerfen. Und so wird es sich mit den Eltern und dem identifizieren, was diese auszeichnet: die Macht, die auf der Hingabebereitschaft des zur Liebe gezwungenen abhängigen Kindes beruht. Und so wird das Kind den (sekundären) Wunsch entwickeln, eines Tages selbst stark, mächtig und unabhängig zu sein. Dann wird das Kind - genau wie die Eltern - die Liebe eines anderen erhalten wollen, ohne sich selbst aufgeben zu müssen. Und dann ist aus dem alten Knecht ein neuer Herr geworden. In den Liebesbeziehungen der Erwachsenen wiederholt sich also ein Kampf: Jeder wird versuchen, den jeweils anderen in die Kindposition zu bringen und sich selbst in der Elternposition zu behaupten.

Aufgrund der gesellschaftlich vorgegebenen Geschlechterrollen könnten Männer zwar eher die Machtposition einnehmen, während Frauen sich eher in der Kindposition wiederfänden, meint Gross. Doch im konkreten Fall kann dieses Schema variiert werden, bis endlich auch der Mann in der unterlegenen und die Frau in der überlegenen Position ist. Diese allgemeinste Erniedrigung und Pervertierung des Liebeslebens führt zu sadomasochistischen Geschlechterarrangements - wie sie in der Lebensgeschichte von Otto Gross besonders deutlich aufzuweisen sind (vgl. Nitzschke 1985, Kap. 6).

Wilhelm Reich geht - genau wie Otto Gross - von der These einer konfliktfreien natürlichen Sexualität aus. Es soll diese Sexualität in matriarchalen Gesellschaften gegeben haben. Dort lebten Menschen in relativ freier Assoziation ohne charakterliche Panzerung, die sich weder gegen das eigene Begehren schützen noch vor der Ausbeutung ihres Begehrens durch andere Menschen fürchten mußten. Ihre Körperströme konnten deshalb gemäß organismischer Selbstregulation noch ohne Stauungen und Hemmungen fließen. Sexuelle Perversionen waren unbekannt. Doch dann kam es zur Vertreibung aus dem Paradies sexueller Freiheiten und orgastischer Glückseligkeiten: Es entstand die patriarchale Klassengesellschaft und mit ihr eine Sexualmoral, die der Aufrechterhaltung dieser Herrschaftsform dient. Fortan blockierten äußere und verinnerlichte Hindernisse den freien Fluß der Körperströme. Die Beziehungen zwischen den Eltern und dem Kind und die Geschlechterbeziehungen wurden durch die emotionale Pest vergiftet. Sexuelle, neurotische, psychotische und psychosomatische Störungen aller Art waren die Folgen. Das Sexualleben der Frauen, Jugendlichen und Kinder wurde stark eingeschränkt, während die patriarchale Doppelmoral Männern einige (Pseudo-)Freiheiten zugestand.

Diese allgemeinste Erniedrigung des menschlichen Liebeslebens muß eines Tages in die Katastrophe führen, sollte es nicht gelingen, diesen historischen Prozeß durch eine politische und »sexuelle Revolution« - so der Titel eines Buches von Reich, das den Untertitel »Zur charakterlichen Selbststeuerung des Menschen« (1966) trägt - zu korrigieren. Gelänge eine solche Revolution, wäre die Rückkehr zu einer »natürlichen« Sexualität wieder möglich und der paradiesische Urzustand auf einer höheren Zivilisationsstufe wieder hergestellt. Wie bei Gross spielt auch bei Reich (der Gross kein einziges Mal zitiert) die Kritik der Erziehung in der patriarchalen Kleinfamilie

eine entscheidende Rolle. Und wie bei Gross sind auch bei Reich die Eltern - mehr oder weniger freiwillige - Agenten der patriarchalen Herrschaftsgesellschaft. Als Vermittler der kulturellen Sexualmoral, deren Verinnerlichung das natürliche sexuelle Begehren und Lieben der Kinder (zer-)stört, dienen die Eltern dem System der Unterdrückung. Also ist die patriarchal organisierte Familie eine Ideologiefabrik, eine Agentur der Herrschaftsgesellschaft, die dem Wohle des Kindes widerspricht.

In dieser Familie wird Gewalt gegen Kinder nicht nur subtil, sondern oft auch auf brutale Weise ausgeübt. Und deshalb kommt Reich zu dem (psychoanalysekritischen) Schluß, »daß unsere Erziehungsmethoden weit mehr Aufmerksamkeit verdienen als die feinen und komplizierten Beziehungen zwischen Ich und Über-Ich, und daß wir unsere Aufmerksamkeit sehr schlecht verteilen, wenn wir 98% davon der analytischen Ziselierarbeit und kaum 2% den groben Schädigungen der Kinder durch die Eltern zuwenden« (1932, 333). Reich betont also - ähnlich wie Ferenczi - das Trauma mehr als den Konflikt. Er gehört - wie Ferenczi - zu den Pionieren, die nach einem modifizierten psychoanalytischen Behandlungsangebot für traumatisiert gestörte Patienten gesucht haben (Geuter, Schrauth 1997).

Reich verweist zudem auf die gesellschaftlich-historischen Ausgangsbedingungen der Traumatisierung. Sie sind politischer Natur - und deshalb widerspricht Reich einer »unpolitischen Anwendung der Befunde der Psychoanalyse. Die Psychoanalyse ist, sobald sie praktisch wird, sobald ihre Erkenntnisse angewandt und umgesetzt werden, keine reine »Natur«-Wissenschaft, keine »unpolitische Wissenschaft mehr (vgl. Nitzschke 1991). Denn ihre Ergebnisse dienen entweder der Aufrechterhaltung oder der Kritik bestehender Herrschaft. Reich befürwortet deshalb den kritischen, ja den

revolutionären Gebrauch psychoanalytischer Erkenntnisse. Die meisten Psychoanalytiker seien jedoch nicht zu einer »Ausnutzung der psychoanalytischen Funde zur Kritik der patriarchalen und familiären Erziehung« bereit (Reich 1932, 333).

Freud hatte in Reich zunächst einen Schüler gesehen, dem er große Sympathien entgegenbrachte. Als Reich seine Interpretationen psychoanalytischer Erkenntnisse dann aber zunehmend für Zwecke politischer Massenagitation einzusetzen begann, stieß er bei Freud auf entschiedene Ablehnung. Reichs Beitrag aus dem Jahr 1932, aus dem ich vorstehend zitiert habe, wollte Freud denn auch nur dann zur Veröffentlichung zulassen, wenn er durch eine Fußnote begleitet werden würde (deren Veröffentlichung dann aber unterblieb; statt dessen erschien eine Gegenkritik Bernfelds). In dieser Fußnote Freuds hätte es heißen sollen:

»Besondere Verhältnisse zwingen den Herausgeber (der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse, also Freud - B.N.) an dieser Stelle, die Leser an etwas zu mahnen, was sonst als selbstverständlich angenommen wird. Nämlich, daß diese Zeitschrift innerhalb des Rahmens der Psychoanalyse jedem Autor, der ihr einen Aufsatz zum Abdruck anvertraut, das volle Recht der freien Meinungsäußerung einräumt und keinem die Verantwortlichkeit für diese Äußerung abnimmt. Im Falle des Herrn Dr. Reich soll aber der Leser davon verständigt werden, daß der Autor Mitglied der bolschewistischen Partei ist. Nun ist es bekannt, daß der Bolschewismus der Freiheit des wissenschaftlichen Forschens ähnliche Schranken setzt wie die kirchliche Organisation. Der Parteigehorsam fordert, daß alles verworfen wird, was den Voraussetzungen der eigenen Heilslehre widerspricht. Es bleibt dem Leser der Zeitschrift vorbehalten, den Verfasser dieses Aufsatzes von solchem Verdacht freizusprechen« (Freud - zit.n. Reich 1982, 172).

Freuds Ingramm, mit dem er Reich seit Anfang 1932 verfolgte, hatte gewiß mit den Zeitumständen zu tun: Der Fortbestand der psychoanalytischen Organisationen schien gefährdet, sollten die politischen Kräfte, die in Österreich und Deutschland zunehmend die Oberhand gewannen, die Freudsche Psychoanalyse mit den »bolschewistischen« Auffassungen gleichsetzen, die Reich vertrat. Kurze Zeit nach Hitlers Regierungsantritt wurde Reich denn auch auf Freuds Veranlassung aus der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (und damit laut geltenden Statuten auch aus der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung) ausgeschlossen (Nitzschke 1997).

Zwischen Freuds Auffassungen und Reichs Standpunkten lagen aber nicht nur politische Welten. Es gab auch Differenzen im Natur-, Menschen- und Geschichtsbild. So hatte Reich der von Freud im Zeichen des Todestriebes konzipierten Bio-Mythologie eine Bio-Mythologie im Zeichen des Orgasmus entgegengesetzt: Während Freud den Lebensprozeß als ein auf Tod und Zerstörung abzielendes Geschehen interpretierte, dessen destruktive Gewalt durch den Eros zwar gemildert, nicht jedoch überwunden werden könne, sah Reich im orgiastischen Lebensprozeß eine Macht, die den Sieg im Kampf gegen Ritter, Tod und Teufel - Destruktion, emotionale Pest und Krebs (an dem Freud litt, als Reich seine Theorien konzipierte) - davontragen könnte, wenn die Menschen zur »natürlichen« Sexualität zurückkehren würden. Der Ursprung der Tragödie, die Leben heißt, ist ein Trauma - in dieser Auffassung stimmten Freud und Reich also überein. Während Freud den Trieb zur Zerstörung des eigenen und ersatzweise des fremden Körpers jedoch auf ein vor-geschichtliches, biophysikalisches Trauma (die Belebung der Materie) zurückführte, verstand Reich den Trieb zur Selbst- und Fremddestruktion als Konsequenz eines ur-geschichtlichen Traumas (der Entstehung der patriarchalen Herrschaftsgesell-

schaft), in dessen Folge es zur Pervertierung des Willens zur Selbsterhaltung gekommen sei.

Ein Jahrzehnt vor Einführung des Todestrieb-Konzepts hatte Freud den Gegensatz zwischen natürlicher und kultureller Sexualmoral noch selbst zum Ausgangspunkt kritischer Überlegungen genommen. Dabei hatte er sich auf Christian von Ehrenfels berufen, einen Theoretiker, der »Gesundheit und Lebenstüchtigkeit« als Folgen der »natürlichen Sexualmoral«, die Bereitschaft zur »intensiven und produktiven Kulturarbeit«, aber auch die moderne Nervosität und psychosexuelle Störungen als Folgen der »kulturellen« Sexualmoral ausgewiesen hatte (Freud 1908, 143). Der »schädigende Einfluß der Kultur« sei auf die »schädliche Unterdrückung des Sexuallebens der Kulturvölker« zurückzuführen, heißt es dann auch bei Freud (1908, 148): »Unsere Kultur ist ganz allgemein auf der Unterdrückung von Trieben aufgebaut. Jeder einzelne hat ein Stück seines Besitzes, seiner Machtvollkommenheit, der aggressiven und vindikativen Neigungen seiner Persönlichkeit abgetreten; aus diesen Beiträgen ist der gemeinsame Kulturbesitz an materiellen und idealen Gütern entstanden« (1908, 149).

Freud, der sich am Kulturideal der Aufklärung orientierte, begriff die Triebunterdrückung nun aber nicht als ein in jedem Falle abzuschaffendes, vielmehr als ein für den Aufbau der Kultur grundsätzlich notwendiges Übel. Er kritisierte allenfalls Tribeeinschränkungen, die für die Kultur nicht notwendig seien (und plädierte für entsprechende Reformen), sowie jene Methoden der Triebunterdrückung, aus denen psychische Störungen resultieren müßten. Da die Neurose heimlich (unbewußt) bejahe, was sie offen (bewußt) verneine - den perversen Wunsch -, sei sie Ausdruck einer Hemmung, hinter der perverse Wünsche lägen, die mit Hilfe der psychoanalytischen Therapie freizusetzen, dann aber mit Hilfe der

Vernunft erneut und endgültig zurückzuweisen seien: Erinnern, wiederholen, durcharbeiten - am Ende dieses therapeutischen Prozesses hat sich der alte Adam in einen neuen Menschen verwandelt, der nicht mehr neurotisch gegen die Fesseln rebelliert, mit denen seine Triebe gebunden sind, hat er sich diese Fesseln doch selbst angelegt und deren Notwendigkeit eingesehen.

Die Auffassung, daß »zwischen Außenwelt und Es« ein unüberwindbarer »Gegensatz« bestehe, der zu inneren Konflikten führen muß, ist also auch der Ausgangspunkt der Überlegungen Freuds. Doch Freud leitet - anders als Gross und Reich - aus diesem Gegensatz keine Rechtfertigung für die politisch-sexuelle Revolution ab. Freuds Aufmerksamkeit richtet sich vielmehr auf die gesellschaftlichen und individuellen Möglichkeiten, mit deren Hilfe der Grundkonflikt, der das Unbehagen an der Kultur bedingt, so gestaltet werden kann, daß er nicht in psychischer Krankheit mündet: »Beachten Sie aber wohl, nicht die Tatsache dieses Konflikts schafft die Bedingung des Krankseins - denn solche Gegensätze zwischen Realität und Es sind unvermeidlich, und das Ich führt unter seinen beständigen Aufgaben, in ihnen zu vermitteln, - sondern der Umstand, daß sich das Ich zur Entledigung des Konflikts des unzureichenden Mittels der Verdrängung bedient hat. Dies hat aber selbst seinen Grund darin, daß das Ich zur Zeit, als sich ihm die Aufgabe stellte, unentwickelt und ohnmächtig war. Die entscheidenden Verdrängungen fallen ja alle in früher Kindheit vor« (Freud 1926, 231).

Mit dieser Bemerkung sind wir unversehens wieder bei der Beziehung des Kindes zu den Eltern angelangt, von der wir - mit Gross - ausgegangen sind: Das Kind braucht die Eltern, um die Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse zu sichern. Es braucht die Eltern aber auch, um jene psychische Strukturen zu entwickeln, auf denen die spätere psychische Autonomie

des Erwachsenen beruht. Die als »Außenwelt« bezeichnete Realität ist für das Kind also nicht nur eine Welt, die elementare Bedürfnisse befriedigt und Hilfs-Ich-Funktionen zur Verfügung stellt, sondern auch eine Welt, die zum Aufbau innerer Strukturen benötigt wird. Also werden die erste und alle (er)weiter(t)en Bindungen für das Kind zu Bausteinen, aus denen sich die immer mehr differenzierende Innenwelt zusammensetzt. Die primäre Innenwelt des Kindes - der sexuelle Wunsch, das Begehren nach Kontakt - ist der Ausgangspunkt dieses Entwicklungsprozesses.

Die frühen Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen, die das Kind von sich selbst und von seiner Umwelt erhält, unterscheiden sich nun allerdings von den Bildern, die der Erwachsene von sich als Person und von seiner Umwelt hat. Die ganzheitlichen Vorstellungen, die sich im Wachbewußtsein des Erwachsenen scheinbar von selbst einstellen, hält dieser naiverweise für unmittelbare Abbilder der »Wirklichkeit«. Das Kind mußte solche einheitlichen Selbst- und Objekt-Bilder jedoch erst aus vielfältigen und widersprüchlichen Erfahrungen zusammensetzen. Und deshalb können sich diese scheinbar so festgefügtten Vorstellungs-Affekt-Komplexe auch wieder auflösen und neuartig zusammensetzen - etwa im Traum.

Damit nun überhaupt getrennte Bilder von der eigenen Person und von den Außenwelt-Objekten entstehen können, muß das Kind die eigene Bedürftigkeit von den Empfindungen abtrennen können, die der wunschbefriedigenden oder frustrierenden Außenwelt zuzuordnen sind. Damit das Kind die Bedürfnisrealität seines Körpers differenziert empfinden, als eigene Welt anerkennen und schließlich auch benennen kann, muß es Erfahrungen mit seinen primären Bindungsobjekten machen, die eben dies ermöglichen: Akzeptierten die Eltern die körpernahen Triebabüßerungen des Kin-

des? Konnten sie die affektiven Signale des Kindes emotional verstehen? Oder unterdrückten die Eltern die triebhaften Manifestationen des Kindes, weil sie die Wiederkehr eigener verdrängter Triebkonflikte fürchten mußten? Das Kind ist also nicht nur der direkte Adressat gesellschaftlicher Normvorstellungen, sondern auch indirekt davon betroffen, weil triebfeindliche Normen die Möglichkeit der Eltern, infantile Triebabüßerungen zu verstehen und auf sie einzugehen, mehr oder weniger behindern.

Die Normen, die in einer je konkreten historisch-gesellschaftlichen Situation für die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung gelten, geben schließlich nicht nur Erziehungsziele für das Kind, sondern auch die Grenzen für die Befriedigung der Triebwünsche der Eltern in der Beziehung zum Kind vor. In jeder historisch bekannten Gesellschaft hat es deshalb Idealvorstellungen von Alters- und Geschlechterrollen gegeben, die der Regulation der Generationen- und Geschlechterbeziehungen dienten. In der Eltern-Kind-Beziehung bilden diese Koordinaten die Matrix, aus der das Kind als »zivilisierter« Mensch hervorgeht. Für diese von Freud als Ödipussituation bezeichnete Konfliktsituation gibt es je nach gesellschaftlichen Vorbedingungen unterschiedliche Lösungsvorschläge, wobei überindividuelle Interessen - die Interessen der sozialen Gruppe - an erster und die Interessen des Kindes an zweiter Stelle stehen.

Auch wenn die Alters- und Geschlechterrollen in unserer Gesellschaft nicht mehr so starr sind wie in traditionsgeleiteten Gesellschaften; und auch wenn das, was einst als Familie galt, sich längst in eine Vielzahl familienähnlicher Verbände aufgegliedert hat (bis hin zur Dyade der alleinerziehenden Mutter mit ihrem einzigen Kind) - lernen Kinder die grundsätzlichen Grenzen der Befriedigung von Triebbedürfnissen doch noch immer in der Beziehung zu Menschen. Dabei erfahren sie, daß die Möglichkeit der

Befriedigung von Triebwünschen mit dem Geschlecht, dem Alter und dem sozialen Status der Menschen variiert. Also lernen Kinder, daß für die Befriedigung von Triebbedürfnissen, für die Einhaltung emotionaler Nähe und Distanz und für den Ausdruck der Affekte Voraussetzungen zu beachten sind. Quot licet Jovi, non licet bovi: Was Erwachsenen erlaubt ist, ist Kindern noch lange verboten. Das gilt in erster Linie für die Befriedigung sexueller Bedürfnisse. Doch selbst das Gebot »Du sollst nicht töten« läßt sich von Fall zu Fall interpretieren.

Also existiert »die« Kultur, die allen Menschen das gleiche Ausmaß an Triebverzicht auferlegen würde - nirgendwo. Vermutlich hat es eine solche Kultur, in der die allgemeinen und die individuellen Interessen in keinem Gegensatz standen, auch niemals gegeben. Sieht man von den idyllischen Bildern ab, die Reich und Gross von frühen Gesellschaften gemalt haben, existierten immer und überall Partikularinteressen (Klasseninteressen), die sich leichter durchsetzen ließen, wenn man sie als Allgemeininteressen ausgegeben oder gar als allgemeinmenschliche (früher: göttliche) Werte idealisieren und propagieren konnte. Der Angriff auf die Mittel, mit deren Hilfe besondere Interessen als allgemeine verschleiert werden, ist denn auch Bestandteil jeder Aufklärung, jeder Ideologiekritik.

Und schließlich wird es zwischen Eltern und Kindern unter allen gesellschaftlichen Bedingungen »Kampf« gegeben. Denn der Konflikt zwischen den grenzenlosen Wünschen des Kindes und den begrenzten Möglichkeiten der Eltern, diese Wünsche zu erfüllen, ist nicht grundsätzlich zu überwinden; er ist immer nur kompromißhaft und versöhnend zu »lösen«. Macht und Ohnmacht werden dabei immer eine Rolle spielen - und zwar auch dann, wenn Eltern sich bemühen, so empathisch wie möglich auf die Bedürfnisse des Kindes zu reagie-

ren. Gefühle der Abhängigkeit, der Hilflosigkeit und der Empörung werden keinem Kind erspart bleiben. Denn Eltern müssen dem Kind Grenzen setzen - und wer Grenzen setzen kann, erscheint vom Standpunkt desjenigen, dem Grenzen gesetzt werden, als mächtig, mag sich der Mächtige selbst auch ohnmächtig erleben. Wer sich als Wünschender erlebt, dem die Befriedigung seiner Wünsche versagt bleibt, erlebt sich als abhängig, hilflos und möglicherweise als wütend. Also tritt Unlust - psychisches Leid - in jeder Beziehung zwischen Menschen auf.

Dieses Leid kann, muß aber nicht zum Ausgangspunkt psychopathologischen Leidens werden. Gelingt es dem Wünschenden, die unlustvolle Spannung zu ertragen, die entsteht, wenn Triebbedürfnisse aufzuschieben, nur begrenzt oder auch gar nicht zu befriedigen sind, so gewinnt er Macht - über sich selbst. Damit wird man unabhängig von jenen Menschen, die hier und jetzt sofort und ganz alle Wünsche erfüllen sollten. Diesen Fortschritt von der Abhängigkeit umfassender Triebbefriedigung zur Unabhängigkeit, die durch das Ertragen von Triebaufschub und Triebverzicht möglich wird, ist für das Kind nicht selbstverständlich. Das Kind muß Triebaufschub lernen wie das Laufen, also Schritt für Schritt. Gelingt dieser Fortschritt, erwirbt der Mensch ein sicheres Gefühl für die eigenen Grenzen und Respekt vor den Grenzen anderer Menschen.

Damit komme ich noch einmal auf Otto Gross zurück: In einem der »Drei Aufsätze über den inneren Konflikt« (1920), die als Buch im Todesjahr von Otto Gross erschienen sind, zitiert Gross den Bericht eines Kinderarztes namens Ibrahim, der den »Hospitalismus« als eine Entwicklungsstörung beschrieben hat, die auftreten kann, wenn Kinder, sich selbst überlassen, bindungslos in Heimen aufwachsen. Diese Kinder leiden unter einem »Mangel an Lie-

be«. Schließlich gingen sie an »seelischem Hungertode« zugrunde, weil ihnen der »Ammenzauber« fehle, heißt es im Bericht, aus dem Gross zitiert (1920, 22).

Gross will mit dem Hinweis auf diesen Bericht die These illustrieren, die er selbst vertritt. Demnach kommt die »ursprüngliche, autochthone Sexualität« des Kindes im primären Wunsch nach Kontakt zum Ausdruck, der unbedingt erfüllt werden müsse. Bleibe dieser primäre Wunsch unerfüllt, seien im »physischen wie im psychischen« Sinn tödliche Konsequenzen zu erwarten. Gross versteht die »Vereinsamung des Kindes«, beziehungsweise die Angst des Kindes, in eine solche Situation zu geraten, deshalb auch als »Ursprung« jeder »neurotischen Angst«, als Ausgangspunkt aller »pathogenen Konflikte«. Da das Kind die eigentlich traumatische Situation, die Bindungslosigkeit, die Einsamkeit um jeden Preis vermeiden muß, muß es zum Sklaven seiner Umwelt, seiner Eltern werden. Denn das »absolute kindliche Kontaktbedürfnis wird von der Umgebung als Zwangsmittel der Erziehung verwendet und die Erlösung von der Einsamkeit, die Herstellung des Kontakts, wird an die Bedingung des Gehorsams, der Anpassung, des Verzichtes auf eigenen Willen und eigene Art gebunden. Das ist der konsequente und schreckliche Herrschaftsantritt der Autorität über das einzelne Leben«, heißt es dazu bei Gross (1920, 23; hier wie in den folgenden Zitaten sind die von Gross im Originaltext vorgenommenen Sperrungen von mir aufgehoben worden).

Je unversöhnlicher der Widerspruch zwischen dem Kind und den Eltern einst war, desto heftiger wird der Konflikt im Inneren des Kindes bleiben, der sich in den späteren Liebesbeziehungen der Erwachsenen wieder entäußern wird. Dann stellt sich erneut die Frage, wer wen oder wer sich wem zu welchem Preis unterwerfen wird? Kann man der Einsamkeit durch Selbstunterwer-

fung (Masochismus) oder durch Unterwerfung des anderen (Sadismus) entkommen? Mit Hilfe der masochistischen Position wird das infantile Liebesverlangen pervertiert, während die sadistische Position von Gross als eine pervertierte Form des infantilen Strebens nach Selbstbehauptung interpretiert wird. Und selbst die Einsamkeit, die in der Kindheit so sehr gefürchtet war, kann nun zur Schutz- und Trutzburg des Erwachsenen werden, weil die »Orientierung des Erwachsenen (sic!) zum Gegenstand der Liebe überhaupt und insbesondere zum anderen Geschlecht« die Warnung beinhaltet, »nicht noch einmal, wie damals in der Kindheit, die eigene Individualität um der Beziehung willen und durch ein Übermaß von eigenem Liebesbedürfnis gefährden zu lassen« (1920, 24).

Gross empfiehlt, das Übel mit der Wurzel auszurotten, die er in der autoritären Erziehung erkennt, die die Eltern im Namen der patriarchalen Gesellschaft exekutieren. Also empfiehlt Gross ein Allheilmittel: »Dem Kind muß Liebe absolut bedingungslos gegeben werden, befreit von jedem, auch nur scheinbaren Zusammenhang mit Forderungen welcher Art auch immer, als reines Bejahen der Individualität um ihres Eigenwertes willen (...)« (1920, 25). Diese Forderung, die den infantilen Wunsch aufgreift, ist gewiß für jeden Menschen, der sich mit dem Kind (also mit den infantilen Wünschen in sich selbst) identifiziert kann, verständlich.

Doch jeder Mensch, der sich mit den Eltern identifizieren kann, wird auch verstehen, daß diese Forderung nicht zu erfüllen ist. Solange Eltern ihren Kindern nicht als Engel im Himmel, sondern als Menschen auf Erden begegnen, werden sie die Individualität des Kindes nur in jenen Grenzen bejahen können, die ihnen aufgrund ihrer eigenen Natur und der Gesellschaft gesetzt sind, in der sie leben.

»Wir fassen das Gesagte zusammen. Aus den großen ursprünglichen Trieben, dem Kontaktbedürfnis - der primären Sexualität -

und dem Trieb zur Erhaltung der eigenen Persönlichkeit werden unter dem Druck der Umgebung, dem Zwang zur Anpassung als Kontaktbedingung und der Angst vor der Einsamkeit die antagonistischen Triebtendenzen zum Durchbrechen der Einsamkeit um den Preis der Unterwerfung - der Masochismus - und zum Durchsetzen der eigenen Persönlichkeit um den Preis des aktiven Erhaltens der eigenen Einsamkeit, auch in der Sexualität durch Vergewaltigung des Sexualobjektes - der Sadismus« (Gross 1920, 15). Das wird jedenfalls solange der Fall sein, solange wir als Lösung gesellschaftlicher und individueller Konflikte nur Sieg oder Niederlage zulassen können.

Literatur

- CREMERIUS, J. (1997): Der 'Fall' Reich als Exempel für Freuds Umgang mit abweichenden Standpunkten eines besonderen Schülertypus. In: Fallend, K., Nitzschke, B. (Hg.): Der 'Fall' Wilhelm Reich. Beiträge zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FREUD, S. (1908): Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität. GW VII, 143-167
- FREUD, S. (1926): Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. GW XIV, 207-286
- FREUD, S., JUNG, C. G. (1974): Briefwechsel. Frankfurt am Main: Fischer
- GEUTER, U., SCHRAUTH, N. (1997): Wilhelm Reich, der Körper und die Psychotherapie. In: Fallend, K., Nitzschke, B. (Hg.): Der 'Fall' Wilhelm Reich. Beiträge zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 190-222
- GROSS, O. (1920): Drei Aufsätze über den inneren Konflikt. Bonn: Marcus & Weber
- NITZSCHKE, B. (1985): Der eigene und der fremde Körper. Bruchstücke einer psychoanalytischen Gefühls- und Beziehungstheorie. Tübingen: Konkursbuchverlag
- NITZSCHKE, B. (1991): Die Psychoanalyse als 'unpolitische Wissenschaft. Die politischen Konsequenzen der 'Weltanschauungs'-Debatte vor 1933 für das Verhalten einiger offizieller Repräsentanten der deutschen (DPG) und der internationalen (IPV) Psychoanalyse während der Zeit des 'Dritten Reiches'. Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse 37, 31-44
- NITZSCHKE, B. (1997): »Ich muß mich dagegen wehren, still kaltgestellt zu werden«. Voraussetzungen, Umstände und Konsequenzen des Ausschlusses Wilhelm Reichs aus der DPG/IPV in den Jahren 1933/34. In: Fallend, K., Nitzschke, B. (Hg.): Der 'Fall' Wilhelm Reich. Beiträge zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 68-130.
- NITZSCHKE, B. (2000): Das Ich als Experiment. Essays über Sigmund Freud und die Psychoanalyse im 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- REICH, W. (1932): Der masochistische Charakter. Eine sexualökonomische Widerlegung des Todestriebes und des Wiederholungszwanges. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 18, 303-351
- REICH, W. (1966): Die sexuelle Revolution. Zur charakterlichen Selbststeuerung des Menschen. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt
- REICH, W. (1982): Menschen im Staat. Frankfurt am Main: Nexus.